

## Hermann Schneider

12. 8. 1886–9. 4. 1961

Am 9. April 1961 ist Hermann Schneider, Ordinarius emeritus für deutsche Sprache und Literatur in Tübingen, gestorben.

Ich kann diesen Nachruf nicht anders als persönlich beginnen. Vor genau 30 Jahren wandelte zu Hermann Schneiders Sprechstunde in der Alten Aula in Tübingen ein Student im dritten Semester: den Kopf voll philosophisch-theologischer Revolutionen, Germanistik nur mit Verachtung mitnehmend, Proseminare geschwänzt – zur Aufnahmeprüfung für ein Seminar über den Minnesang. Als er wieder herauskam, geröteten Gesichts, hatte ihm der Professor lächelnd aber unüberhörbar deutlich die Grenze klar gemacht, die zwischen Erraten und Können liegt. Doch der Student war aufgenommen. Er wurde Germanist, der Prüfer sein „Meister und Freund“ durch 30 Jahre.

Nicht allzuvielen war es vergönnt, die drei Seiten im Wesen Hermann Schneiders zusammenzubringen, die er fast gleichgültig so zu verschenken schien, wie sie aufgenommen wurden: als Allgemeinstes und Äußeres seine Brillanz, seine Souveränität

beim Reden oder Schreiben oder Handeln, sein nie versagender Stoff- und Zitatenschatz; dann, beim Näherkommen manchen erschreckend, seine Distanz, Ironie, Schärfe im Urteil über Sache und Person; zuletzt, nur dem Nahespähenden sich erschließend, Generosität, Anerkennung auch fremdartigen Niveaus, Dankbarkeit, nimmermüde, nicht einen Augenblick versagende Güte.

Der Lebensgang Hermann Schneiders wandte sich aus anfänglicher Weite überraschend ins Enge, das er immer neu durchbrach mit Reisen, Theater-Fahrten, Briefwechseln, aber mehr noch immer gelassener ertrug. Geboren am 12. August 1886 in Zweibrücken – die Heiterkeit und die Schnellzüngigkeit des Pfälzers hat er nie verleugnet – kam er 1894 mit der hohen Juristenlaufbahn des Vaters nach München, dort 1895 ins Maxgymnasium; Abitur 1904. 1905 übersiedelte er mit der Familie – der Vater vertrat damals Bayern im Bundesrat – zu glückhaften Studienjahren nach Berlin; Promotion 1908 mit der Dissertation über „Friedrich Halm und das spanische Theater“ (Palästra 28, 1909) bei Erich Schmidt, Gustav Roethe, Paulsen, Wilamowitz. 1912 habilitierte er sich mit „Wolfdietrich“ (erschien 1913) in Bonn bei Carl von Kraus; beide wurden Freunde, die Freundschaft wurde bewährt in nächtelangem vierhändigem Klavierspiel; er verlobte sich mit Johanna, der Tochter des Bonner Astronomen Friedrich Küstner. 1913 wurde er nach Berlin zurückgerufen zur Vertretung seines gestorbenen Lehrers Erich Schmidt, zuerst wegen zu großer Jugend als Dozent, ab 1915 außerordentlicher Professor. 1914 Hochzeit; 1915 freiwilliger Militärdienst, wegen einer Herzkrankheit abgebrochen; Kriegs-, Revolutions- und Nachkriegserfahrungen in Berlin. Seit 1921 wirkte er in Tübingen, dorthin berufen als Nachfolger Hermann Fischers; dem genius loci hatte er kurz zuvor mit dem Buch über „Ludwig Uhland. Leben, Dichtung, Forschung“ (1920) gehuldigt; seit 1932 war es ein Zusammenwirken mit Paul Kluckhohn, den er zum Weg nach Tübingen gewonnen hatte, in der Harmonie verschieden gearteter, aber gleichrangiger, gleich generöser Edelleute. Rufe nach Würzburg (1924) und Jena (1929) wurden abgelehnt; daß die wissenschaftliche Heimat Berlin ihm versagt wurde, blieb ein leiser Schmerz; als 1945 gleichzeitig die Rufe nach seinen Herzensstätten, nach München und Bonn kamen, konnte er die

Wurzeln schließlich nicht mehr aus dem schwäbischen Boden ziehen. Auf dem Bergfriedhof in Tübingen liegt er nach seinem Wunsch begraben.

Den Umfang, den wissenschaftsgeschichtlichen Ort, auch nur die Grenzen seines Werkes zu umschreiben, ist hier nicht möglich. Er war noch einmal Germanist in der Weite und auch der Darstellungsfreude Wilhelm Scherers. Nur über die linguistische Seite des Faches hat er nicht geforscht und geschrieben, aber seine Schüler wußten, was sie im Seminar oder in Gesprächen von ihm zu fürchten hatten. Sonst gibt es von den Göttern der Germanen bis zur Literaturwende um 1890, von der Wolfdietrich-Edition bis zum Epochenproblem, aus dem Angelsächsischen, dem alten und neuen Skandinavien und Deutschland keine Epoche, kein Gebiet, keine philologische Teildisziplin, wo nicht ein Buch, ein Aufsatz, ein Vortrag, immer ganz aus seinem Stil, Grundsteine legte oder Neuansätze brachte, glasklare Handbuchdarstellungen wie die „Germanische Heldensage“ in Pauls Grundriß 1928 ff. oder Plan und Beitrag zur „Germanischen Altertumskunde“<sup>1</sup>1938, <sup>2</sup>1951, Forschungsaufsätze wie den über Ezzos Lied (ZfDA 68 [1931], S. 1–16), oder geistreiche Einfälle und Ausblicke.

Er arbeitete rasch und lebendig, aber höchst gewissenhaft, schrieb weniger mühelos, als es im Ergebnis erschien, veröffentlichte gern, fast jede Arbeit in irgendeiner Weise epochemachend, bis auf die Epochendarstellung selbst (1948), die schon leise überschattet wurde von der sich ankündigenden Krankheit der letzten Jahre. Ein Band gesammelter Aufsätze, herausgegeben von seinem Nachfolger Wolfgang Mohr, dem Lebenden zum 75. Geburtstag am 12. 8. 1961 bestimmt, nun dem Toten zum Gedenken, wird auch seine vollständige Bibliographie liefern.

Um den besonderen, den inneren Zusammenhang seiner germanistischen Universalität zu begreifen, muß man in die Jugendjahre zurückgehen. Den psychologischen Rahmen, brillante Begabung und kindlich wache Aufnahmebereitschaft, brachte er, angeerbt, schon ins Elternhaus mit, dann in die Schule, ins Studium. Den Rahmen auszufüllen, gab ihm das Elternhaus die heitere Selbstsicherheit großbürgerlicher Kultur des späten neunzehnten Jahrhunderts, das literarische Interesse – es lebte bis in die letzten Jahre vor allem in der Form des häuslichen Vorlesens –, die

Wagner-Liebe. Die Schule gab die humanistische Souveränität, die ihn Sprachen und Literaturen nicht nur der Antike, sondern dann Spaniens, Frankreichs, Skandinaviens, Englands wie selbstverständlich sich aneignen ließ, ohne jeden Perfektionismus, einfach im Dienst der sich stellenden Aufgaben. Die Universität gab ihm Wilhelm Scherers Erbe, dessen Weite er, die Positionen seiner Lehrer und Freunde Erich Schmidt, Gustav Roethe und, seit 1913 näher und näher bis zum freundschaftlichen „Du“, Andreas Heusler neu zusammenschauend, noch einmal herstellte. Scherers drei „Blütezeiten“ blieben sein literarhistorisches Credo. Die Berliner Lehrer und Freunde gaben ihm weiter die bis zur Einführung in die Geistesgeschichte wirksame Anpassungsfähigkeit ihrer philologischen Methoden; schließlich auch das liberal-monarchistische Nationalgefühl, von dem er mir auf einem Spaziergang im Jahre 1939 leichthin aber vielsagend als seinem, der damaligen Macht tief antagonistischen, politischen Credo sprach.

Was aber Hermann Schneiders Lehr- und Forschungskreis ganz eigentlich mit Leben erfüllte, war „das Neue“ – das Neue zunächst seiner Jugend, des ganzen literarischen und technischen und geistigen und menschlichen Aufbruchs der erst-erlebten 1890er Jahre. Beim Wiederlesen seiner großartigen Rektoratsrede zur Neueröffnung der Universität Tübingen am 15. Oktober 1945 „Über Entstehung, Träger und Wesen des Neuen in der Geschichte der Dichtkunst“ – damals stießen wir uns, jeder mit seinem „Neuen“ beschäftigt, eher an der Kategorialisierung des Neuen, an dem Biologismus, der dieser Gesetzmäßigkeit anhaftete – beim Wiederlesen der Rektoratsrede (Tübingen 1950, dazu der Aufsatz in „Universitas“ 2, 1947, 555–562) bestürzt es fast, wie persönlich, wie bekenntnishaft sie jetzt klingt.

Das bestimmende Neue knüpfte auch für ihn, wie er dort ausdrücklich als „Gesetz“ bestätigt, nicht an das Allerneueste seiner Jugend an. Es war zuerst einmal eine Klassiker-, eine Wallenstein-Aufführung für den Dreizehnjährigen – seinen „Wallenstein“ in der Schiller-Nationalausgabe widmete er noch 1949 der „Schwester, Frau Hilde Laurent, zur Erinnerung an die Wallenstein-Aufführung vom 7. und 11. Juni 1899 und an das alte Münchner Hoftheater“. Es war dann ein neu vertiefter Wagnerianismus, von der Musik getragen, belebt aber erstaunlicherweise

vom Text, wie er in den berühmten Tübinger Vorlesungen mit seinem Freund Carl Leonhardt immer wieder demonstrierte: vom Text, den er fast naiv stofflich und dichterisch verstand, ohne weder Schopenhauerianer- noch Nietzscheanertum. Und das Neue war schließlich Ibsen, der damals Siebzigjährige; auch er nicht in seinen vordergründigen Inhalten verstanden, dem Sozialismus, dem Positivismus, sondern in der dichterischen Faktur und, freilich, dem ibsenschen Grundmotiv der Wahrheitssuche. Es klang leise, ganz undogmatisch, aber zuunterst durch Hermann Schneiders Vorlesungen und Übungen überhaupt. Das alles waren Augenerlebnisse, aber zeiterlebend-schauend aufgenommen im Theater, sogar in der Musik, im erregenden Ablauf der Dichtkunst und Tonkunst – die statischere bildende Kunst war ihm nie sonderlich nahe.

Das Neue alles in allem wendete sich für ihn an seine zeitlebens wache, optimistische Bereitschaft, sich jedem wahren Fortschritt im Wissen, im Aufnehmen, im schauenden Erleben zu stellen, bis zu 70 Tristan-Aufführungen, viele mit genauer Besetzung erinnert, bis zum eigenhändigen Abbau des heuslerischen Bildes der Heldensage, das er früher selbst zum Sieg geführt hatte (PBB 77, Tübingen 1955, S. 71–82), bis zur uns immer neu beschämenden souveränen Belesenheit in zeitgenössischer Literatur. Das war auch das Geheimnis hinter seinem Stil, hinter diesem fast impressionistischen Schildern und Bewerten, am eindruckvollsten wohl in der Literaturgeschichte, „Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung“ (<sup>1</sup>1925, <sup>2</sup>1943): ein optimistischer, nie dogmatisch an Richtungen oder Moden fixierter, immer neu schauender Spürsinn, mit dem er Dichter-Persönlichkeiten, Werke, Qualitäten, Epochen anfaßte.

Wandelt der Tod ein Leben ins Endgültige, endgültig als Sinn, endgültig aber auch als Verlust, so quälen sich die Zurückbleibenden unwillkürlich mit der Rechnung zwischen Sinn und Tod, zwischen Gewinn und Verlust. Den Gewinn dieses Gelehrtenlebens zusammenzurechnen fällt nicht schwer. Eine lange Summe von Werken und Wirkungen ergibt sich da, gezogen aus philologischen und doch farbigen Bildern von Dichter-Qualitäten in Blüte- oder Epigonenzeiten, darauf zu bauen oder doch als Bausteine in unserer Wissenschaft fortlebend; eine wissen-

schaftsgeschichtliche Position, deren jeder Adept für immer gedenken muß. Und doch kann, wer Hermann Schneider kannte, sich damit nicht zufrieden geben. Er selbst sagte mir einmal, als auf einen seiner Aufsätze die Rede kam: „Das ist doch schon dreißig Jahre her, das ist längst nicht mehr wahr.“ Der höhere Sinn und Gewinn liegt in dem, was wir zu beklagen haben: im Verlust eines immer wachen, immer zur Weite bereiten, freudig unprätentiös nach der erlebten Wahrheit strebenden Forschers, Lehrers und Menschen. Wann wird es seinesgleichen wieder geben?

Hugo Kuhn